

Hans Christoph Buch

GLÜCK IM UNGLÜCK – EINE MOMENTAUFNAHME

1

Nicht nur die syrischen Flüchtlinge, auch die deutschen Helfer sehen erschöpft und mitgenommen aus. Man erkennt sie an Blue Jeans oder Shorts, weißen Gummihandschuhen, Logos von Hilfsdiensten und Namensschildern auf der Brust, während die Flüchtlinge trotz der Hitze, die alle Rekorde schlägt, Kopftücher, Jacken oder Pullover tragen; die Kleinkinder sind dick ver mummt, größere hopsen auf Trampolins oder malen mit bunter Kreide Kritzeleien auf den Asphalt. FUCK steht am Eingang zu Haus C, wo Kranke untersucht und Medikamente ausgegeben werden, neben dem Wort OKAY, und die sich ausschließenden Extreme entsprechen dem, was hier, auf dem Gelände des früheren Krankenhauses Moabit, derzeit passiert: Einerseits zermürendes Warten darauf, registriert und als Asylsuchender anerkannt zu werden, wobei niemand sagen kann, wo und wie lange man anstehen muss und warum die bürokratische Prozedur so und nicht anders verläuft. Andererseits Gratiszuteilung von Babynahrung und Trinkwasser, frischen Früchten und warmem Essen – ein Filmcatering-Service macht's möglich. Vor dem Haus C werden von Anwohnern gespendete Schuhe und Kleider verteilt, und verglichen mit der Hölle des Krieges in Syrien, dem die Flüchtlinge entronnen sind, gemessen auch an den Zuständen in Griechenland oder Mazedonien ist das Krankenhaus Moabit, wo Alfred Döblin als Arzt praktizierte und Georg Groscurth den Widerstand organisierte, fast schon der Vorhof zum Paradies. Zwischen ihnen und deutschen Helfern vermitteln bärtige Sicherheitsleute, die arabisch, türkisch oder kurdisch sprechen und von den Flüchtlingen genervt werden mit Fragen, die sie nicht beantworten können. Was trotzdem Hoffnung macht ist die überwältigende Hilfsbereitschaft der Berliner Bevölkerung: Hunderte von Ärzten und Sanitätern haben sich freiwillig gemeldet, deren Einsatz noch koordiniert werden muss, und ein Spender, der anonym bleiben will, hat 500 Euro zum Ankauf von Medikamenten zur Verfügung gestellt.

2

„Die Welt-Dörfer rüsten zum Sturm auf die Welt-Städte“: Dieser Slogan aus der Kulturrevolution ist über Nacht Wahrheit geworden in einer Art und Weise, die

Mao Zedong nicht voraussah, als er die Einkreisung der Städte durch seine Bauernarmee auf das Verhältnis von Erster und Dritter Welt übertrug – die zweite, damals noch sozialistische Welt blieb außen vor. Heute, im Zeichen der Globalisierung durch Jet-Tourismus, Smartphones und weltweites Internet, ist diese Utopie Wirklichkeit geworden in einer Quantität und Qualität, die frühere Völkerwanderungen wie Bagatellen erscheinen lässt und die Wälle der Festung Europa zu schleifen droht. Dass die säuberliche Trennung zwischen Erster und Dritter Welt nicht länger aufrechtzuerhalten ist und die Habenichtse aus Afrika und dem mittleren Osten an unsere Türen klopfen werden, hatten Analysten seit langem vorausgesagt. Nun ist es so weit, und sie nehmen wie Erdbebenopfer oder Überlebende eines Tsunami nicht bloß Fußgängerzonen, sondern auch Parks und Grünflächen in Besitz. Die Zeiten sind vorbei, wo die Spießbürger sich behaglich zurücklehnten, wenn „hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen“; der Anblick der Modernisierungsverlierer vor der eigenen Haustür verdirbt ihnen die Laune und den Appetit, denn nicht nur die Vormachtstellung – die schiere Existenz des Industriestandorts Deutschland steht auf dem Spiel. Die Ängste der Bürger sind berechtigt, obwohl die Bundesrepublik kein mit Schiffbrüchigen überfülltes Flüchtlingsboot ist, das wie das Floß der Medusa steuerlos auf den Wellen treibt. Aber wohin soll es führen, wenn der tägliche Andrang Tausender nicht bloß Wochen, sondern Monate und Jahre hindurch anhält – Tendenz steigend? Auf diese Frage habe ich keine fertige Antwort parat, noch weniger eine Handlungsanweisung, und weiß nur, dass das römische Reich, um im nautischen Bild zu bleiben, die Segel strich, als es in vergleichbare Turbulenzen geriet.

3

Ich habe vergessen, wo ich diesen Geruch zuletzt eingeatmet habe: In Bosnien oder Tschetschenien, in Sierra Leone, Liberia oder Kambodscha? Dabei ist es kein bittersüßer Verwesungsgeruch, nicht tote Kindersoldaten oder deren Opfer verrotten hier, sondern angebissene Äpfel und faule Pfirsiche, nein, auch das ist es nicht: Es ist der Geruch zu vieler Menschen, in schweißtreibender Hitze auf engem Raum zusammengedrängt, ein Geruch nach körperlicher Erschöpfung, der in Kleidern und Nasenflügeln hängen bleibt, und jetzt weiß ich auch, wo ich diesen Geruch zuerst gerochen habe: Im Lager Mugunga bei Goma, im Osten der Kongorepublik, wo sich eine Million Hutu-Flüchtlinge über Nacht in Bewegung setzten, von Tutsi-Soldaten mit Stockschlägen zur Eile

angespornt, mit Frauen, Kindern und Greisen, die entkräftet am Wegrand niedersanken und dort starben, vor den Fernsehkameras und vor den Augen der von überallher entsandten Helfer. Doch was mir damals als größter anzunehmender Unfall erschien, abgekürzt GAU, war nur ein Vorspiel noch schlimmerer Massaker.

So auch hier, wo einzelne Flüchtlinge ausgelaugt und erschöpft auf Parkbänken oder zusammengekrümmt am Boden liegen, materiell versorgt, gewiss, aber der Blick in ihre Augen offenbart das ganze Ausmaß der Verzweiflung. Ein umgekippter Rollstuhl, ein kaputter Kinderwagen und, kaum zu glauben, ein Rolator, dessen irakischer Besitzer nach eigenem Bekunden, von seinem Enkel geführt, über Griechenland nach Deutschland gelangte: Selbst die hartgesottenen mazedonischen Militärs hätten Mitleid mit ihm gehabt und ihn mit seinem Rolator die Grenze passieren lassen - Glück im Unglück, wenn man so will.

Hans Christoph Buch lebt in Berlin. Zuletzt erschienen der Roman „Baron Samstag“ und der Essay „Boat People“ in der Frankfurter Verlagsanstalt.